



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

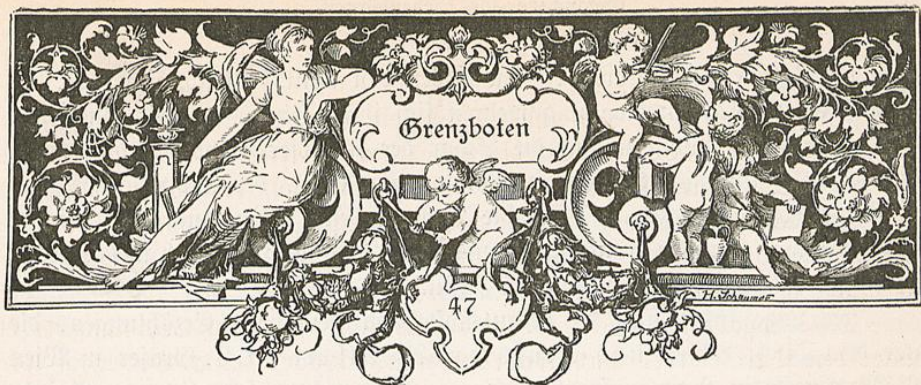
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichten aus Siebenbürgen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Geschichten aus Siebenbürgen



Die Teilnahme an dem Geschehe der unter fremder Herrschaft lebenden deutschen Stämme hat sich im Mutterlande selten zu der Schwärmerei gesteigert, die man den italienischen, den magyarischen, vor allen den polnischen „Freiheitskämpfern“ entgegenbrachte. Das ist, wir sagen das ohne Ironie, kein Wunder. Die Elsäßer hatten sich längst von uns losgesagt, und weder die Art der Deutschen in den Elbherzogtümern, in den russischen Ostseeprovinzen und auf dem Sachsenboden, noch die Fragen, um die es sich bei ihnen handelt, sind geeignet, die Einbildungskraft zu entzünden. Die Leute sind keine Verschwörer, keine „brillanten“ Reiter, kleiden sich nicht theatralisch, verstehen es nicht, Tollkühnheit für Zwecke der Reklame auszunutzen; sie kämpfen um ihr Volkstum, zäh und nüchtern. Das ist recht anerkennenswert, aber wenig interessant für romantische Gemüter. Und dann die so langweiligen, so schwer verständlichen staatsrechtlichen Fragen! Und abgesehen von dieser Seite: die Schleswig-Holsteiner sind glücklich von Dänemark abgelöst, aber was soll Deutschland für Livländer, Kurländer, Siebenbürger Sachsen thun? Ihnen die sogenannte moralische Unterstützung widmen, allein auch das mit aller Vorsicht, da es ihnen unter Umständen mehr schaden als nützen kann. Wir verfolgen mit bitterem Schmerz jeden Fortschritt in der Unterdrückung des Deutschtums in jenen fernen Gauen, aber die Brüder sind zu weit verschlagen, als daß wir ihnen Hilfe leisten könnten.

Und sie selbst verzichten, wie es scheint, allmählich darauf, unsre Teilnahme zu erregen. Die vor wenigen Jahren noch umfangreiche baltische und sächsische publizistische Litteratur wird zusehends magerer. Was nützt es auch, immer wieder vor Gott und der deutschen Nation Verwahrung einzulegen

gegen jeden neuen Rechtsbruch! Sie geben den Mut deshalb nicht auf; sie beißen die Zähne zusammen und wehren sich ihrer Haut, so weit ihnen das noch möglich ist. Wohl nimmt die Schar der Kämpfer fortwährend ab, der eine wendet hoffnungslos dem Vaterlande den Rücken, der andre schließt mit den Unterdrückern Frieden. Doch die Kerntruppen, wenn auch stets weiter zurückgedrängt, ermüden nicht, stets aufs neue Fuß zu fassen, sich in der neuen Stellung in Verteidigungszustand zu setzen.

Diese Lage führt uns die bedeutendste von den neun Erzählungen, die unter dem Titel: *Altes und Neues von M. Albert* bei C. Gräfer in Wien und W. Krafft in Hermannstadt erschienen sind, recht anschaulich vor Augen. Die einzelnen Stücke sind von 1861 bis 1889 geschrieben und lassen sich in drei Gruppen ordnen: Geschichten aus der Vergangenheit, politische und unpolitische Schilderungen aus der Gegenwart. Alle bewegen sich auf dem heimischen Boden. Stoffe für den historischen Roman bietet die Geschichte der seit siebenhundert Jahren auf diesem Boden angesiedelten Niedersachsen in Hülle und Fülle. Sie schoben sich als Bürgerstand ein zwischen die adlichen Magyaren und Szekler und die walachische hörige Landbevölkerung; sie gründeten Städte und Dörfer nach deutscher Art, machten ihren Landesanteil blühend durch Gewerbesleiß und Ackerbau und mußten allezeit die Wehrhaftigkeit pflegen, denn wenn nicht Mongolen oder Türken das Land verheerten, so mußte für oder gegen die Kronwerber Partei genommen werden, die Sachsen wurden als Deutsche bedrängt oder später als Protestanten. Mit solchen „Schreckens- und Ehrentagen,“ wie Teutsch sie in seiner Geschichte seines Volkes nennt, und zwar aus der Zeit Gabriel Báthorys, beschäftigt sich die erste Erzählung „Herr Lukas Seiler.“ Sie ähnelt freilich vielen Historienbildern, die jetzt geschrieben oder gemalt werden: der Hintergrund, die Tracht, alles Beiwerk ist echt, aber die Menschen machen uns nicht den gleichen Eindruck, obwohl oder auch weil der Künstler sich sehr bemüht hat, sie im Charakter der Zeit zu halten. Dazu gehört eine ganz eigne und darum seltene Kraft.

Das mag auch Albert selbst erkannt haben, da er in der Folge seine Stoffe der Gegenwart entlehnt hat. Und da ist er viel glücklicher. Er hat eine hübsche Gabe, die Örtlichkeiten, Haus, Feld, Straße u. s. w. — mitunter etwas weitläufig — aber doch so zu schildern, daß wir ein deutliches Bild erhalten, das auch je nach Jahres- und Tageszeit seine rechte Beleuchtung und Stimmung hat. Und es ist eine besondre Welt, in die er uns blicken läßt. Sie hat gar nichts „Modernes,“ vielmehr etwas Altväterisches, wie es sich nur in einem solchen weltentlegenen Winkel erhalten konnte. Eine Luft weht uns an, fast wie aus der deutschen Kokokoidylle der Boß, Rosgarten und Eberhardt, und wo sich ein bescheidener Humor einmischt, werden wir etwa an Weißflogsche „Historien“ gemahnt. Idyllisch geht es aber deshalb nicht zu.

Eigensinn und Rechthaberei, die den Sachsen von ihren magyarischen Nachbarn vorgeworfen werden, treten uns leibhaftig entgegen, der Bauer ist der richtige hart- und dickköpfige, argwöhnische, den Geldbeutel festhaltende Bauer; auch die Frauen sind nicht idealisirt, aber einigen hat der Verfasser Züge geliehn, die an Martin Salanders Frau erinnern — und das ist kein geringer Ruhm. Was am meisten auffällt, ist die — in den Verhältnissen begründete — Stellung, die der Pfarrer noch einnimmt. Es ist bekannt, daß den Geistlichen, die meistens deutsche Hochschulen besucht haben, in erster Reihe das Verdienst zukommt, unter allen Fährlichkeiten den nationalen Geist aufrecht erhalten zu haben; aber wir sind in protestantischen Ländern nicht mehr gewohnt, den Geistlichen noch so allgemein als Hirten seiner Gemeinde wirksam und anerkannt zu sehen. Wohl wird ihm das Leben recht sauer gemacht, wenn sein frommer Eifer die Oberhand über die Klugheit gewinnt, wie in der „Dorfschule,“ doch geht die Sache besser aus, als in einer der unerquicklichen Erzählungen Kjellands. In welchem Ansehen auch der Schulmeister steht, ist uns aus den von Haltrich gesammelten Märchen erinnerlich: da ist er immer noch pfißiger als der Teufel.

Mitten in den Nationalitätenstreit versetzt uns die im Jahre 1880 geschriebene Geschichte „Auf dem Königsboden.“ Um sie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Sachsen in den zwei Jahrhunderten der österreichischen Herrschaft stets kaiserlich gesinnt gewesen sind, in den Tagen Rakoczys wie 1848 und 1849, daß sie sich dadurch den Ungarn verhaßt machten, vollends als sie 1863 dem Ruße in den österreichischen Reichsrat folgten, wofür sie 1865 durch Auslieferung an die Magyaren belohnt wurden. In dieser Zeit schrieb Charles Boner sein prächtiges Buch über Siebenbürgen, dem wir einige Sätze entlehnen wollen. „Das Gefühl von Bitterkeit — heißt es Seite 586 der deutschen Ausgabe —, das sich bei den Ungarn gegen die deutsche Bevölkerung findet, ist so stark, daß es in allem, was das deutsche Element betrifft, das Urtheil des Ungarn absolut blendet, ja es ihm sozusagen unmöglich macht, ein richtiges Urtheil zu fällen. Ich weiß nichts, das ich diesem Gefühl an die Seite stellen könnte, als die fanatische Antipathie der Protestanten gegen die Katholiken, wie sie noch vor etlichen Jahren in England existirte und alles, was sich auf Glaubenssachen bezog, entstellte. Allem, was die Sachsen thun, legen die Ungarn die schlechtesten und feindseligsten Motive unter; nie wird man einen Ungarn hören, der sich über einen politischen Gegner günstig ausspräche; er äußert sich über ihn stets auf die wegwerfendste Art. In jedem andern Punkte folgt er dem Impulse der edelsten Gefühle; aber so sehr er sich über Charakterlosigkeit oder jede wahre oder angebliche Ungerechtigkeit anderer ereifert, so schwer dürfte es sein, in der Politik einen ungerechter und mit mehr Voreingenommenheit urteilenden zu finden als ihn. Wie er immer und bei jeder Gelegenheit voll Argwohn der Regie-

rung in allem, was sie thut, die übelsten Absichten unterfährt, so hält er auch fest an dem Glauben, daß ihm alle Sachsen prinzipiell feindselig gesinnt seien . . . Das gehört einmal zu seinem politischen Programm oder Glaubensbekenntnis und kann nicht eliminiert werden. Nun habe ich mich aber eben überzeugt, daß dieses angebliche feindselige Gefühl der Sachsen gegen die Ungarn gar nicht existirt. Wohl sind die Sachsen entschlossen, sich keiner Regierung, die ihren Sitz in Pest hat, unterzuordnen; allein fast ohne Ausnahme sind sie doch alle von dem Wunsche beseelt, sich den Ungarn anzunähern, um vereint mit ihnen das allgemeine Wohl fördern zu können u. s. w.“

Diese Darstellung eines unparteiischen Beobachters könnte der Erzählung „Auf dem Königsboden“ als Einleitung vorangestellt werden. In ihrem Mittelpunkt steht ein städtischer Beamter, der auch mit in Wien gewesen, auch entschlossen gewesen ist, sich keiner Pester Regierung unterzuordnen, endlich aber zu der Überzeugung gekommen ist, es sei „Wahnsinn, sich nackt in das Schwert des Gegners zu stürzen.“ Die Vorfahren hätten sich so manchemal geschickt zwischen den streitenden Mächten durchgewunden, und nur so vermöge sich der Schwache zu erhalten. Doch verdirbt er es mit seinem Verständigungsprogramm auf beiden Seiten; den Deutschen ist er ein Abtrünniger, den Magyaren — ein Sachse. Verzweifelt will er den Staub von den Füßen schütteln, nach Deutschland auswandern: eine Krankheit, aus Nervenüberreizung hervorgegangen, tritt dazwischen. Aus dem nachfolgenden dumpfen Hinbrüten reißt ihn der Übermut und Hohn eines magyarischen Junkers empor. Als der ihm zuruft, es gebe auf dem Boden nur noch ein Volk und eine Sprache, und mit einem Hoch auf Ungarn schließt, braust der Sachse auf: „Es lebe Ungarn! aber der Boden hier, den man bis heute den Königsboden nannte, diesen Boden verfluche ich, daß er euch wieder trage, was er trug, bevor eure bedrängten Könige die deutschen Vettern zu ihrem Schutze und zur Aufbesserung (!) ihres jämmerlich verarmten Säckels in dieses Land riefen: ödes Schilfrohr und den Pesthauch der Sümpfe! Und die Horden der Pesthenegen, die einst drüben jenseits des Altflusses staatsfeindlich in den Schluchten hausten, mögen sie in Gottes Namen wiedererstehen, und ihr sie an unsrer Stelle in die Schule eurer Komitatsregierung nehmen und an ihnen die Kraft der Völkerauffaugung versuchen. Und wenn ihr unsern Ahnen, die einst hierher einwanderten und die lehmige Scholle in weißes Brot verwandelten, so wenig dank wißt, nun, beim Himmel! ich, der Enkel, danke es ihnen auch nicht!“ Als Ergänzung hierzu dient, daß, wie die beiden ein andermal handgemein werden, der Meier, ein Walache, der auch ein Jahrzehnt lang in die Wahlagitationen hineingezogen worden ist, seine Waldaxt bereit hält, um den Sieger, wer es auch sei, niederzumachen, da die beiden Verfeindeten zusammen doch der Feind seiner Nation seien. Indessen beruhigt er sich mit der Betrachtung: „Es ist nicht nötig, mich selbst ins Zuchthaus zu bringen, sie brechen einander die

Hälfe auch ohne mich.“ Doch geht die Sache nicht tragisch aus. Der siebenbürgische Junker kommt verstimmt von dem Pester Reichstage mit seinem wüsten Parteitreiben zurück und beweist im Augenblicke der Not ein menschliches Herz und Hilfsbereitschaft. Der Sachse aber rettet sich aus schwerer Prüfung den Mut, „die einst mit so vielen Opfern erkämpfte neue Heimat immer wieder zu erobern durch die Waffen der Arbeit, der Rechtlichkeit, der edeln Sitte und der wahren Freiheit, vor denen die politische Sophistik auch unsrer Zeit schließlich doch zu Schanden werden muß.“

Der Glaube ist also wieder lebendig geworden, daß die verschiedenen so eng an und durch einander gedrängten Volksstämme verträglich leben können, wie in der nicht fernen Zeit, aus der der Verfasser eine ohne Zweifel dem Leben entnommene Anekdote berichtet. Ein Edelmann war gewohnt, in Augenblicken der Geldverlegenheit bei dem benachbarten und befreundeten Pfarrer anzuklopfen, und fand stets Gehör. Allein die Rückzahlungstermine verstrichen, und die Zinsrückstände häuften sich an, während die Anlehen sich erneuerten. Was nützten die Schuldscheine, da das Gesetz nicht gestattete, sich mit dem Grundbesitz der Adblichen bezahlt zu machen? Nun luden sich beide Nachbarn öfter zu Gaste, und einmal bestand der Edelmann darauf, daß der Pfarrer als Gast die Brust eines Haselhuhns allein verzehre. Im nächsten Jahre legt der Pfarrer dem Edelmann das gleiche Stück vor und entschuldigt sich, so spät seine Schuld abzutragen. Der andre versteht den Wink, schluckt den Ärger hinunter und meint nur: „Aber Geizhälfe bleibt ihr Sachsen doch immer,“ worauf der Pfarrer antwortet: „Und ihr sorgt dafür, daß wir es noch immer mehr werden.“ Lachend stoßen sie an, der Edelmann tilgt seine Schuld allmählich, und „die unbefangene Freundschaft beider Männer war wiederhergestellt.“

Die Erzählungslitteratur scheint sich, der Menge der Erscheinungen nach zu urteilen, in Deutschland heutzutage eines guten Absatzes zu erfreuen. Möge das auch diesem Buche zu gute kommen, aus dem man, wie aus dem „Dorfnotär“ von Götivös die Vergangenheit, so die Gegenwart besser und auf jeden Fall müheloser kennen lernen kann, als aus manchen ernsthaften Abhandlungen. Sprachliche Eigenheiten muß der Leser allerdings mit in Kauf nehmen. Wenn nur neben der Mehrzahl „Ziegeln,“ dem „ich verbiete (statt verbitte) mir“ oder „an mich verlangst du Opfer“ nicht auch Blüten des Zeitungsdeutsch vorkämen, wie „diesbezüglich,“ „ein vornehmer Eindruck“ u. dergl. m.!

